

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 3 (1909)
Heft: 2

Artikel: Religion und Naturauffassung : ein Laienbekenntnis
Autor: Schwegler, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-131999>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Religion und Naturauffassung.

Ein Laienbekenntnis.

Eine Abhandlung über diese Materie vom Standpunkte der exakten Wissenschaft aus kann ich nicht schreiben. Aber wenn ich den Leser, dem dieses Thema der Betrachtung wert scheint, bitten darf, mir für eine Wegstrecke Begleiter zu sein und mich anzuhören, so will ich ihm gerne erzählen, wo ich her kam, wie ich weiterzugehen meine und wir werden fürbasziehend unsere Erfahrungen austauschen.

Da wir nach gleichem Ziele streben, der Wegspuren aber viele sind, wird uns vielleicht die Freude, für die Wanderung auf freiem Bergpfad Gefährten zu finden, denen, wie uns, die bequeme Straße im Talgrund nicht genügte.

Eine Lösung zu geben, vermag ich nicht, aber ich will versuchen darzulegen, wo ich sie zu finden hoffe.

Im waldumsäumten Hochtale am Fuße der Churfürsten verlebte ich meine Jugendzeit. Seine Weiden, Schluchten und Wälder durchstreifend, mit unbewußtem Forschertrieb, lernte ich ein Stück Natur kennen. Manche ihrer Geheimnisse ließen sich von meiner Neugier wieder einmal entdecken und ich fand es sehr lieb von unserm Herrgott, daß er diese schöne kurzweilige Welt so ganz apart für die Leute hergestellt hatte, damit sie sich an den Blumen freuten, im Tannenwald das melodische Windrauschen hörten, den Tierlein zuschauten bei Spiel und Arbeit und am brausenden Bergbach sich in andere Täler und auf die hohen Berge träumten — auf die Berge, wo man dem Himmel und den Sternen so nahe war.

Und als mir das Glück zu teil wurde, auf den Felsenpfaden meiner Heimat zu den hochstrebenden Firsten aufzusteigen und dann hinabzuschauen in weite Täler mit blauen Seen und hinüber in die schneeschimmernde Gebirgswelt, da überkam mich ein heißes Verlangen, ihn, den Allmächtigen, Liebevollen, der mit seinem Machtwort dies alles schuf, zu erkennen, ihm nahe zu sein. Und da mir gegeben war, ihn zu ahnen allüberall, so betrachtete ich fortan seiner Hände Werk mit tiefer Andacht. Meine Mutter war mir allzeit Führerin; an ihrer Hand durch Garten, Wiese, Wald gehen war unsere Sonntagsfreude. Aus ihren schlichten, von starkem Glauben getragenen Belehrungen, aus ihrer Liebe zur Natur und aus der Reinheit ihrer frommen Seele sproß mir das Begehren, mich auch wie sie zurecht zu finden in der Gotteswelt.

Vom Schicksal und eigenem Drange getrieben, zog ich früh in die Ferne. Noch sah ich mit großen Kinderaugen in das Werden, Walten, Bergehen in der Natur; es war alles so rätselhaft und wo man hinsah, ließ sich des Schöpfers wundertätige Hand erkennen.

Mit der Jahre wachsender Einsicht freilich kam etwas mehr Taghelle in diese Märchendämmerung. Langsam weiter wandernd war es

mir gegönnt, manches Korn menschlicher Erkenntnis aufzulesen und wenn es weiter nichts gewesen wäre, als dieses beglückende Sichbücken und Aufheben, so war es reichliche Wegzehrung für den Wanderer.

Noch muß ich ein weiteres von ihm erzählen: Als junger Mensch lebte ich drei Jahre in Rom. Da gab es für ein kaum flüggeltes Bürschchen gar viel zu sehen und zu erleben. Dem Wissensdurstigen gingen die Augen auf und manche ererbten Ansichten über weltliche wie religiöse Dinge gingen dabei in die Brüche. Es war zu jener Zeit, als der Atheismus breite Volksschichten zu erfassen begann, die Lehre von Kraft und Stoff zum Evangelium erhoben wurde und von den Höhen der Wissenschaft herab ein eisiger Hauch über die jungen Gemüter strich. Wer zu den Fortgeschrittenen gehören wollte, warf seine religiösen Ideale über Bord, meistens ohne tiefere Ueberzeugung, aus bloßem Nachahmungstrieb, wie es heute noch zu geschehen pflegt; jedenfalls aber ohne für diese abgesetzten Ideale irgendwie vollgültigen Ersatz geschaffen zu haben.

So wurde auch ich ein „Aufgeklärter“ und es schien mir, als ob es sich auch ohne viel Nachdenken über seelische Dinge ganz gut leben ließe. Aus sich selbst heraus alles sein, mit starken Händen aus den Wechselfällen dieser Zufallswelt sich sein Schicksal gestalten, weder bitten noch danken, die eigenen Kräfte nützen und die Vernunft als Kompaß brauchen — so wollte auch ich meinen Weg machen. Im Innern aber brannte als ein heiliges Feuer die übermächtige Liebe zur Natur.

Wieviele gingen und gehen den gleichen Weg. Im Zeitalter der Wißbegierde und rückhaltlosen Aufklärung fällt es dem Strebenden schwer, eigene Pfade zu finden. Wie ein Schiff mit schlecht verstauter Ladung bei hohem Wellengang, so schwankt er auf den stürmischen Wogen der Erkenntnis. Wie erhalte ich mir das seelische Gleichgewicht? Wo steht der Stern am Himmel, der mich leitet? Hie Religion — hie Naturerforschung! — und dort eine dunkle, umbrandete Klippe, an der so manche flotte Brig mit stolzgeblähten Segeln jämmerlich zerschellte. — Bleibe an deinem Steuerrad, den Blick unverwandt auf die rettende Küste gerichtet, und vertraue! —

Freilich war es noch vor wenigen Dezennien schwerer als heute, die herrschenden religiösen Ansichten mit den Ergebnissen der Forschung verträglich nebeneinander zu beherbergen. Der Kampf entbrannte so gleich; denn unbeugsam waren die Dogmen auch unserer protestantischen Kirche und starr die Formeln der Wissenschaft. Mit jeder neuen Errungenschaft der Erderforschung bröckelte ein Stein vom Tempel, den die Orthodoxie ihren biblischen Heiligtümern erbaut hatte. Es war ein unheimliches Sturmlaufen der wachsenden Aufklärung gegen das Bollwerk des Althergebrachten. Mit jenem Mut, den die Ueberzeugung verleiht, wurde auf beiden Seiten gefochten; doch wer blieb Sieger? — Ich weiß es nicht, aber wie über ein Schlachtfeld der Genius der Auferstehung schreitet, so erstand aus jenen Kämpfen ein Neues. Die religiösen Ansichten wurden freier, für denkende Christen zugänglicher,

es kam mehr Seele in die Glaubenssache. Männer mit hoher theologischer Bildung und tiefem Verständnis für das, was der Menschheit nottut, waren die Herolde der neuen Epoche. Aber auch der Naturerforschung erstanden neue Männer mit scharfen Geisteswaffen, denen Erkennen mehr galt als Buchstabenweisheit. Von hüben und drüben, aus dem Lager der Glaubensstarken zu den Forschern und wieder zurück, spinnen sich goldene Fäden. Die Naturforschung arbeitet unentwegt auf allen Gebieten der exakten Wissenschaft. Mit staunenswerter Ausdauer reiht sie Perle an Perle, ergründet Wahrheiten und öffnet der menschlichen Tatkraft neue, unermessliche Möglichkeiten. Aber noch über ein anderes sinnt sie jetzt: die Seele. Wie eine Offenbarung ist es über sie gekommen: alles Lebendige hat eine Seele; wo sie Leben gibt, da tut die Natur ein Weniges von ihrem Schöpfergeist hinein. Mit Feuereifer verfolgt der Forscher diese neuentdeckte Spur, die ihn allmählich zu reichen Fundgruben der Erkenntnis führt, und was er herausholt an wissenschaftlicher Ausbeute, wird nicht unsere religiöse Ueberzeugung ins Wanken bringen, sondern gerade von dieser Seite erwächst dem Christentum sein mächtigster Bundesgenosse.

Ewig und unveränderlich sind die Naturgesetze und alles was sich im weiten Reiche der Schöpfung vollzieht, geschieht nach unwandelbaren Grundsätzen, — kein Zufall, keine Halbheit und allüberall jene übermächtige Wahrheit, die Liebe. — Wo besser als an diesem goldenen Himmelsfaden rankte sich die Menschenseele empor gegen die lichten Höhen, wo ein so unermesslich hoheitsvoller Geist die Schicksalsfäden für das Weltall spinnt?

* * *

Noch einmal zum Wanderer zurück! Er ist sinnend weiter gepilgert in der Hoffnung, es sei auch ihm einmal beschieden, zwischen den Kieseln der Alltagsstraße ein Körnchen reiner Weisheit zu entdecken. Es dauerte nicht lange, fand er eines, verwahrte es gut und will es nicht wieder verlieren. Das ging so zu:

Es war Abend geworden. Ueber der weiten, toten Fläche lag das letzte, erlöschende Licht dieses glühend heißen Tages. Noch lohnte im Westen, einer lodernden Flamme gleich, das Abendrot über den scharfen Horizont herauf. Aber von Sonnenaufgang her kamen friedliche Schatten und leise deckte die Nacht ihr Bahrtuch über die endlose Sandwüste. Ich saß auf einem jener niederen Sandhügel und starrte mit brennenden Augen in die Weite, horchte mit angehaltenem Atem und hörte nur das Pochen in der eigenen Brust. — Verirrt in den ungeheuern Einöden der afrikanischen Wüste — kann man noch ärmer und glückloser sein?

Ein Sternlein! Wie es zwinkert, als ob es lächelnd grüßte und wie ruhig es glänzt, als wollte es sagen: „Sieh mich an, armes Menschenkind! war ich nicht gestern auch da, leuchte ich nicht schon seit Jahrtausenden wie heute? Habe Vertrauen zur ewigen Macht, sie wird

auch dir den Weg weisen.“ — So verstand ich den Stern, der nun unter Tausenden seinesgleichen strahlte, und mit neuem Lebensmuth harrte ich dem Tag entgegen; mit dem freundlichen Himmelslichte war neue Hoffnung in meine Seele gekommen und ein heißes Dankgefühl stieg in mir auf für diesen Trost aus den strahlenden Tiefen der Unendlichkeit. Das drückende Gefühl der Einsamkeit war verschwunden, die allgütige Macht, welche Himmel und Erde schuf, sie hatte auch den Verlassenen liebevoll in ihre Arme geschlossen, wie eine Mutter ihr müdes Kind, und lieblosend umwehte mich der Atem der nie rastenden Schöpferkraft.

So wurde ich gewahr, daß der Mensch nicht die Macht hat, sich dem Einfluß des Ewigen zu entziehen und da in meinem Innern die Flamme, von der ich sprach, nicht erloschen war, zog ich weiter und spähte horchend in die Werkstatt der Natur.

Auf weiten Wüstenwanderungen und in mancher glanzvollen Tropennacht, auf dem wogenden Meere, auf schweigsamen Urwaldpfaden und an der Felsenküste, wo die Brandung tobt, sann ich über jene Fragen, die uns allen in stillen Stunden vor die Seele treten, und mit heißem Wollen mühte ich mich um die Antwort. So kam es, daß ich mich mit den Resultaten der Naturerforschung einigermaßen bekannt machen mußte; sie ist ja berufen, uns Aufschluß zu geben über das Geschehen in der Natur, und der Grad der Uebereinstimmung dieser Forschungswahrheiten mit der eigenen religiösen Ueberzeugung gibt uns den Maßstab für den Wert und die Beständigkeit der Lehren. Daß der Weg weit und mühsam war, sagte ich mir, und wer wüßte es nicht aus eigener Erfahrung, wie keine Erkenntnis ohne Mühe erreichbar ist, keine Wahrheit sich uns offenbart, ohne daß wir uns in redlicher Arbeit darum bewerben.

Es ist kein Zufall, daß die Menschen den sinkenden Mut „zu den Sternen“ empor heben; daß sie ihrem „guten Stern“ vertrauen, in stiller Andacht aufblicken zu den unzähligen Himmelslichtern. Dort im unermesslichen Raume wohnt die Ordnung, eine ewige unerforschliche Weisheit hat jeder dieser glitzernden Sonnen ihre Bahn gewiesen. Und der Mensch beobachtet ihre Wege. Die wechselnden Stellungen der Sterne zu einander geben den Astronomen die Anhaltspunkte zur Berechnung ihrer Bahnen und Umlaufzeiten. Die Wissenschaft greift kühn hinaus in den eisigkalten Raum, mißt die Entfernungen, die einzelne Sterne von unserer Erde trennen und ermittelt — fast will es uns verwegen scheinen — aus welchen Stoffen diese fernen Himmelskörper aufgebaut sind. Ja, aus den Bewegungen derselben und den Einflüssen, die sie auf andere in relativer Nähe befindliche Sterne ausüben, berechnet der Astronom ihre Maße. Tief hinein in das majestätische Gefüge des Weltgebäudes dringen die mächtigen Teleskope der Sternwarten; wo das freie Auge auch in sternklarere Nacht nur wenige leuchtende Punkte sieht, zeigen sich im Fernrohr schleierhafte Gebilde, gleich weißen Nebelwölkchen, über deren Wesen man so lange im Un-

klaren war, bis sie sich in noch stärkeren Teleskopen in Millionen leuchtender Punkte auflösten. Die Nebelflocken sind Weltsysteme. —

Welch' ein hehrer Anblick: jeder Stern eine Sonne wie die unsere; vielleicht kleiner, vielleicht tausendmal größer als sie und doch nur ein leuchtendes Pünktchen am Firmament; wie ein halberloschenes Flämmlein im Aether zitternd und in Wahrheit eine ungeheurere, feuerflüssige Glutmasse, die sich seit Jahrmillionen lodern durch das Weltall wälzt. Wie unausdenkbar groß müssen die Entfernungen sein, die uns von diesen Sonnen trennen. In stummem Staunen beugt sich der Menscheng Geist vor der Macht, die, an Zeit und Raum nicht gebunden, schrankenlos ihre Schöpfungstat vollbringt. — Millionen Jahre sind ihr wie ein Tag. In ewigem Kreislaufe erfüllen sich auch dort draußen die Schicksale: Welten erstehen, Welten vergehen. Die Naturgesetze beherrschen alle Weiten. Wie im kleinen auf unserer Erde, finden wir auch im Kosmos jenes für uns Menschen so viel sagende Gesetz in lebendiger Anwendung: daß alles Vergehende sich im Vergehen zu neuer höherer Ordnung erhebt — und jenes andere: daß nichts verloren gehen kann, selbst nicht das geringste Sonnenstäubchen.

Fast will es uns bedrücken, daß wir im Kosmos ein so verschwindend kleines Pünktchen bewohnen. Die Erde ist ja im Vergleich mit vielen anderen Himmelskörpern unsäglich winzig und wärmt sich so kümmerlich an den Strahlen, die ihr Mutter Sonne gütig herüberschickt. Und wir Menschen dünken uns doch so wichtig im Weltgetriebe. Das Gefühl der Kreaturenwinzigkeit erschreckt uns, das ohnmächtige Mühen und Ringen im Werkeltag des Lebens erscheint uns auf einmal kleinlich, grausam, so unendlich unnütz und eine unwirksame Frage drängt sich auf die Lippen. Gemach, die Fragen, die wir wohl am liebsten stellen möchten, bleiben für uns ewig ungelöst und selbst die höchste Stufe menschlichen Wissens wird niemals eine Antwort darauf geben. Doch dieser tröstende Ausblick: Wohl sind wir Sonnenstäubchen im Weltall und unsere Erde einem Samenkorn vergleichbar; aber woher wissen wir denn, daß das Kleine unbedeutender ist als das Große; liegt es nicht nur an unserer menschlichen Auffassung, das Kleine dem Großen unterzuordnen? Kann nicht das Unscheinbare von großer Wichtigkeit und das Gewaltige nebensächlich sein? Dürfen wir nicht annehmen, der hochentwickelte Organismus sei unvergleichlich wertvoller, sagen wir „gottähnlicher“, als die mächtigste Masse? —

Viele Schöpfungswahrheiten hat der Menscheng Geist schon erfaßt, andere wird ihm die Zukunft noch erschließen, wenn er seinen Horizont erweitert und in schrankenlosem Vertrauen seine Seele der Weltmacht öffnet, die so Unermeßliches schafft und sich gleich bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wenn auf irgend einem Gebiete der Naturerforschung, so gilt es auf demjenigen der Himmelskunde: je größer die Erkenntnis wird, umso demütiger anerkennt der Mensch die höhere Macht, aber auch umso freudiger greift die Hand ans Tagwerk, im Bewußtsein, eine für unsere Entwicklung notwendige und fördernde Aufgabe zu erfüllen. —

Eine wunderbare Weltordnung! Allerwärts rastlose Bewegung, nirgends Stillstehen, Verweilen; im Großen wie Kleinen jene treibende Kraft, die riesenhafte Weltkörper Spielbällen gleich durch den Kosmos schleudert und doch auch im geringsten Wassertropfen harmonische Tätigkeit entfaltet. Auf diese nie versagende Kraft der Bewegung gründet sich die Entwicklung, die als eiserne Naturnotwendigkeit allem Geschehen innewohnt. Vorwärts und aufwärts! Kein Stillstand! Ebenso rastlos wie die Fortbewegung, und mit gleich unerschütterlicher Konsequenz, vollzieht sich die Entwicklung aus dem Niedern und Ursprünglichen zum Höhern und von diesem zum Vollkommenern — immer aufwärts durch Werden, Blühen und Vergehen, aufwärts ohne Aufenthalt, aus geheimnisvollem Dunkel, über die zahllosen Stufen der Vergangenheit herauf zur lichtvolleren Gegenwart und weiter der Vollkommenheit entgegen.

Es ist uns versagt, diese höchste Stufe der Vollendung zu ahnen; ja wir können nicht wissen, in welchem Zustande der Entwicklung und des Fortschrittes die uns umgebende organische Natur und wir Menschen selbst uns befinden, ob noch weit unten kaum über dem Urzustande oder bereits in lichtvoller Höhe. Aber eine Ahnung sagt uns, daß für die Menschheit das Schwerste doch schon getan ist, weil der Menschengeist seine hemmendste Fessel löste und mit Riesenschritten ausgreifend alle andern Lebewesen überholte.

Wenn es uns versagt ist, den Weg zu erspähen, darauf alles Bestehende, namentlich alles Lebende und im besondern der Mensch vorwärts schreiten muß, so ist es der Naturerforschung umso schöner gelungen, die zurückgelegte Wegstrecke stellenweise zu entdecken und es gehört zu den erhehendsten geistigen Genüssen, die der denkende Mensch haben kann, sich in die Ergebnisse dieser Forscherarbeiten zu vertiefen und gleichsam die Fußstapfen zu verfolgen auf dem Pfad, den die Menschheit seit Aeonen fürbaß zog. Verborgnen liegen auch da die Urfänge im Dunkel fernster Zeiten, aber soweit die Spuren erkennbar sind, zeugen sie allerwärts von heißem Ringen nach Bervollkommnung.

Wie alles einmal einen Anfang nimmt, so sproßten einstmals auf dem noch dampfenden Erdball die ersten Lebenskeime. Einfachste Wesen, noch nicht einmal Zellen, aber doch Lebewesen. Und nach ewigen Naturgesetzen fingen sie allsobald an, sich zu entwickeln. Es gelang. Die ersten Stufen wurden nach Jahrhunderttausenden glücklich erreicht. Aber noch stand das Leben kaum sichtbar höher als die starre Materie der Erdrinde; es brauchte ungeheure Zeiträume, bis ein grüner Pflanzenteppich die feste Erde überzog und vielgestaltige Tierformen Wasser und Land bevölkerten.

In den Steinschichten der Gebirge, in den Kohlenflözen, hat das Leben seine Aufzeichnungen hinterlassen, die der Mensch nun zu entwirren, zu verstehen sucht. Dort liegen Pflanzen und Tiere aus jenen Urtagen eingebettet im verhärteten Schlamm der damaligen Meere und Flüsse. Es sind vielfach Vertreter längst ausgestorbener Formen.

Mit unerbittlicher Konsequenz hat die Natur stets jene Lebensformen ausgetilgt, die sich für die Weiterentwicklung unter gegebenen Verhältnissen nicht eigneten und diejenigen mit hoher Anpassungsfähigkeit bevorzugt, damit sie im Kampfe mit den lebensfeindlichen Mächten, die zu Zeiten unseren Erdball mit ehernen Krallen umfaßten und zerfleischten, nicht untergingen. Leben ist Anpassung, wenn auch nur in begrenztem Sinne.

Das Leben sollte nicht mehr erlöschen. Es war irgendwoher gekommen, hatte sich auf der erkaltenden Erde angesiedelt in jenen Urformen, hatte sich weiterentwickelt in großer Mannigfaltigkeit. Und wenn böse Tage kamen, die Erdkruste in konvulsivischen Zuckungen erzitterte, aus dem glutflüssigen Innern glühende Lavaströme hervorbrachen, die alles Leben zu vernichten drohten — und als später die Eismassen von Erdpolen herankrochen gegen den Äquator, ein großer Teil des Festlandes zur Eiszüste wurde — da kämpfte das Leben mit höchster Kraft um seine Existenz und blieb Sieger. Wie die Lavaströme endlich erkalteten, so schmolz auch das Eis wieder, und ob auch Millionen Jahre vergingen, bis bessere Zeiten kamen, das Leben hatte sich gegen die Ungunst der Verhältnisse verteidigt so gut es ging und setzte nun seine aufwärtstrebende Tätigkeit wieder fort. Seine Anpassung hatte die Feuer- und Eisprobe bestanden. Welch ungeheuern Sieg errang da die Lebenskraft über den leblosen Stoff.

Wenn ich bedenke, wie das Leben in seiner wunderbaren Fähigkeit sich anzupassen, aufwärts strebt, so erfäßt mich wieder jenes große Vertrauen zur Allmacht, die nicht nur den Sonnen und Planeten, sondern auch allem Lebendigem den Weg weist zu immer höherer Ordnung. Ob wir hinaufsteigen in die eisige Gletscherwelt unserer Berge, ob wir den Wüstensand aufwühlen oder die Netze auf den Meeresgrund senken, überall ist das Leben heimisch geworden; es hat sich im vollen Sinne des Wortes die Erde erobert.

Und als höchstes Lebewesen, alle andern weit überragend, der Mensch mit seinem weitausholenden Geist, seinem Willen zum Guten und Bösen und den graufigen Höhen und Tiefen seiner Seelentätigkeit. Nur ein Geschöpf und doch schon selbst voll Schöpferdrang, pocht er mit kühner Hand an die Pforte des Unendlichen. An seinem schrankenlosen Wissensdrang schärft er den Geist für neue Forschertat und immer tiefer dringt sein Auge in die geheimnisvolle Werkstatt des Naturgeschehens.

Jedenfalls, darüber dürfen wir beruhigt sein, wird das Leben auf der Erde nicht wieder erlöschen; was die Schöpfung schuf, gibt sie nicht Preis und wenn auch neue Eiszeiten über die Erde hereinbrächen. Der Mensch selbst wäre der Schöpfung ein mächtiger Bundesgenosse im Kampfe gegen drohende Umgestaltung auf unserem Planeten und diese Not wiederum ein mächtiger Ansporn zu äußerster Kraftentfaltung.

Das Leben wird nicht vergehen, aber diese Möglichkeit bleibt

doch wohl offen: daß die Natur den Menschen aустilgt, wie sie weitverzweigte, ihre Epochen beherrschende Tierstämme aussterben ließ, indem dieselben ihrer Anpassungsfähigkeit verlustig gingen. Rücksichten kennt die Natur nicht. Wenn der Mensch kraft seiner Selbstbestimmung ihren Gesetzen zuwiderhandelte, wäre es um seine Existenz geschehen. Wir dürfen nicht vergessen, daß für die Schöpfung der Begriff „Zeit“ nicht besteht. Wir Menschen messen unser kurzes Dasein nach dem Ticken der Uhr, doch vor der Schöpfung sind Millionen Jahre nur ein Augenblick. Was läge ihr daran, ein neues Wesen heranzubilden, das seelisch vollkommen „gottähnlicher“ würde? — Auch in dieser Richtung ist die Menschheit ihres Glückes Schmied.

* * *

Wie wir sehen, birgt die geistige Entwicklung Gefahren in sich, die denjenigen der organischen Anpassungsnotwendigkeit nicht nachstehen. Es ist von weittragender Bedeutung, daß dieselbe mit den Naturgesetzen im Einklang stehe; denn wie das Fortbestehen eines Organismus davon abhängig ist, ob er die Fähigkeit besitzt, sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen, so wird auch sein intellektuelles Höhersteigen davon abhängig sein, ob seine Seele — die Seele der gesamten Menschheit — sich in Harmonie mit der Geistesmacht entwickelt, die im Weltall ihrem Schöpfungswillen Ausdruck gibt.

Nicht nur Tierstämme verschwanden vom Erdboden, aus Mangel an Anpassungsfähigkeit; wir wissen, daß ganze Völker kläglich ausstarben, wenn sie durch naturwidriges Wohlleben und Sinnendienst in seelischen Verfall gerieten. Wir kennen Völker, die von hoher geistiger Stufe langsam herabsanken und gleichsam von der Erde wieder aufgezehrt wurden. Andere Völker übernahmen ihr Erbe.

Halten wir die geistigen Errungenschaften hoch; vernachlässigen wir nicht die Pflege des Göttlichen. Man weiß nicht woher es kam, doch es geht durch die reifern Völker ein eifriges Suchen nach wahrer Seelennahrung. Während die Arme sich in harter Kulturarbeit mühten, kam die Seele zu kurz, sie mußte sich bescheiden; doch jetzt will sie ihre Rechte und zum Heil des Einzelnen wie ganzer Völker hallt ihr Notschrei gellend in die Weite. Möchte er nirgends ungehört verhallen, nirgends unverstanden bleiben; möchten die Kulturvölker klar erkennen, daß ihre heiligsten Güter auf dem Grunde der Menschenseele schlummern, vom Genius des Weltalls sorgsam hineingebettet. —

* * *

Leib — Seele — Geist, ein heiliger Dreiklang, mit dem der Schöpfer seine wunderbaren Melodien spielt. Daß er immer voller und reiner klinge, liegt bei uns selbst; wir stimmen die Saiten, und wenn es uns gelang, durchzittert sie ein märchenhaftes Singen.

Daß es uns oft gelingen möge!

J. Schwegler (Wattwil).